Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 34

Artikel: Zeugnisse [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647593

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sichleten

im Spiegel der Volkskunde und der kriegswirtschaftlichen Ernährungsfürsorge.

Bald werden die letzten Garben eingebracht, und dann gibt's Sichlete. So war es wenigstens früher in vielen Gegenden des Schweizerlandes, vorab im Bernbiet, Brauch. Es wird eine Art Erntedankfest gefeiert. Alle, die während der arbeitsreichen Erntezeit irgendwie mitgeholfen haben, werden zu einem währschaften Festessen eingeladen. Die Bäuerin weiß sich kaum genug zu tun in Kochen und Backen, vielerorts ist es auch Ehrenpflicht, einige große Erntebrote aus dem neuen Getreide zu backen. Ferner vernimmt man von solchen Erntefesten, über deren Hergang und Gestaltung Schilderungen bestehen, die einem beinahe das Wasser im Munde zusammenlaufen machen. In der Küche herrscht Großbetrieb, denn die Bäuerin weiß nur zu gut, daß die tüchtigen Arbeiter nun auch gute Esser sind. Im Bernbiet ist's gewöhnlich eine währschafte Berner Platte, in andern Landesteilen, je nach deren Spezialitäten, werden knusperige Küchlein und ganze Schüsseln voller „Nidle" aufgetischt. Schon beim Nidelschwingen schmunzelt die junge Magd beim Gedanken an den frohen Schmaus. Und „Züpfe" und Wein gehört natürlich auch dazu. Fröhlich wird angestoßen zum Dank an die Natur, die mit ihrem Segen nicht gekargt hat. Solche und ähnliche Beschreibungen findet man auch in Gotthelfs „Uli der Knecht" über die Gestaltung eines Erntefestes. Daß es dem Landmann und seiner Frau aber nicht bloß um eine abnormal üppige Mahlzeit geht, dafür findet auch der Kenner alter Volksbräuche die nötigen Worte der Aufklärung, indem die Sichleten als einer der Haupttage im Bauernleben bezeichnet wird.

Einem armen Tauner und seinem Weibe, welche das ganze Jahr durch die Erdäpfel sparen müssen und kein Brösmeli Fleisch sehen, sei eine Sichleten, an der Wein, zwei- oder dreierlei Gattig Fleisch und Chüechleni genug sind, wirklich ein Tag aus dem tausendjährigen Reich, auf den sie sich das ganze Jahr freuen und traurig seufzen, wenn er vorbei ist. Der Geizigste schäme sich, an diesem Tag zu schmürzelen, und wenn es ihn schon reue, er verbirgt es. Es liegt auch eine Art von religiösem Gefühl oder, wenn man will, eine Art Aberglaube zugrunde. Es ist eine christliche „Opfermahlzeit". Der Geber alles Guten hat wiederum seine Hand aufgetan, den Fleiß des Landmannes gesegnet, da komme es auch dem Härtesten, daß er Gott Dank schuldig sei und etwas opfern solle. Er rüstet eine Mahlzeit, gibt ungezählt die Chüechleni an der Küchentür weg und läßt essen und trinken eine Nacht und einen Tag lang seine Leute, seine Söhne und Knechte und Mägde und den Fremdling, der bei ihm wohnet, so viel ihr Herz gelüstet ...

Solche Schilderungen muten heute im Blick auf unsere Ernährungsfürsorge mit Lebensmittelkarte und Mahlzeitenkarte recht seltsam an. Es ist auch ein großer Irrtum, zu glauben, daß der Landmann als Selbstversorger heute noch ein so üppiges Erntefest veranstalten kann. Wohl sind die Arbeitsaufwendungen für die Landesversorgung nicht kleiner geworden. Vielmehr brachte die Mehranbaupflicht dem Bauern und der Bäuerin, wie auch ihren Mitarbeitern viel Mehrarbeit. Ein festliches Mahl für alle, die mitgeholfen zur Landesversorgung durch einheimische Produktion, wäre auch heute gerechtfertigt, wenn nicht dringende Sparsamkeit mit den kostbaren Nahrungsmittel weise umzugehen gebieten würde. So ist das Backen im Fett im Blick auf die knappe Fettversorgung unseres Landes heute geradezu ein strafbarer Luxus. Im übrigen wird das soziale Verantwortlichkeitsgefühl der Volksgesamtheit gegenüber zum Maßstab und zur Richtlinie der heute zulässigen Aufwendungen an die Lebenshaltung. Zur allgemeinen Orientierung kann auch festgestellt werden, daß der Bauern wenige sind, nach der oben erwähnten Art, die mit so „großen Kellen" anrichten können, und daß die Sichleten den Verhältnissen entsprechend in einem viel bescheideneren Rahmen ausfielen und dennoch ihrem Zweck entsprachen. Mit Liebe und Verstand kann eine Hausfrau auch mit bescheidenen Mitteln ihren Leuten ein Erntemahl bereiten. Und darin besteht wohl das Wesentliche an diesem Erntefest, daß diese Bauersleute, an eine solide, währschafte Kost gewöhnt, eine Extrazulage wie Küchli und geschlagener Rahm als doppelten Genuß zu würdigen wußten. Das war vor allem zu der Zeit, als die geschwellten Kartoffeln zur Suppe und zur abgerahmten Milch auf keinem Mittags- oder Abendtisch fehlten und wo sich der Lebensstandart aller Berufskreise noch nicht so weit entwickelt hatte wie heute, wo es der Not der Zeit entsprechend Mühe kostet, das Volk wieder zu einer einfacheren Lebenshaltung zu erziehen.

Übrigens kommt man von der Kriegsernährungswissenschaft aus neuerdings auf die „Bernerorangen" zurück und man preist unsere Kartoffel als wertvolles und besonders auch als gesundes Nahrungsmittel. Dadurch werden unsere Vorfahren in der Lösung der Ernährungsfrage gerechtfertigt und wenn sie dann einmal im Jahr, zum Erntedankfest eine Ausnahme machten und neben den üblich gewohnten „geschwellten" Kartoffeln sich eine Extrazulage gestatteten, so ist eine solche Sondermahlzeit gewiß nicht zu beanstanden. In diesem Zusammenhange sagte auch in einer Abhandlung über Volkskunde ein bedeutender Schriftsteller: Das ist die höhere Gerechtigkeit, daß keinem König und keinem Fürsten so große Genüsse zu teil werden, wie dem Armen, weil der Arme nur selten zu einem Genusse kommt, der Reiche aber, der sich alles leisten kann mit seinem Gelde, durch die Gewöhnung um den wahren Genuß der Dinge kommt. —

Mag auch der alte schöne Brauch des Opfertages durch außergewöhnliche Zeiten, die außergewöhnliche Maßnahmen bedingen, mancherorts berechtigten Konflikten rufen, im Hinblick auf die Schwierigkeiten der kriegswirtschaftlichen Ernährungsfürsorge, so möge doch der Grundgedanke der Opferwilligkeit aufrecht erhalten werden, daß nach dem Segen der vollen Garben kein Tisch leer bleibt und keiner darben muß. M. S.

Zeugnisse

II.

Neben den Schulzeugnissen gibt es aber noch eine Unmenge anderer Zeugnisse. Zeugnisse über eine Lehrzeit, über während Monaten oder Jahren geleistete Arbeit, Zeugnisse, daß eine Schuhwichse rabenschwarz ist, daß ein Hausierer tatsächlich bei einem Eisenbahnunfall die rechte Hand verloren hat — und nicht etwa bei einem Raufhandel, kurz, der Zeugnisse Zahl ist Legion. Die halbe Welt weist der anderen halben Welt Zeugnisse vor und was dabei komisch ist, die Zeugnisse sind alle gut — wenigstens diejenigen, die vorgewiesen werden. Natürlich! Denn mit schlechten Zeugnissen ist kein Staat zu machen, die behält man hübsch zu Hause in einem womöglich verschlossenen Briefumschlag. Fast die ganze Welt behauptet, auf Zeugnisse könne man kein Gewicht legen — eben, weil sie ja alle gut seien — und doch läßt sich die schon erwähnte halbe Welt im-

mer und immer wieder Zeugnisse vorweisen und die andere halbe Welt hofft, gestützt auf Zeugnisse eine freie Stelle oder sonst irgend einen Vorteil zu ergattern.

Das alles kommt einem vor wie ein Worträtsel: Ein Ding, das man ersehnt, an das man selbst nicht glaubt, aber von dem man hofft, es mache anderen doch Eindruck — wer fügt so etwas in Verse, so, daß die Antwort lautet: „Das Zeugnis?"

„Auf Zeugnisse gebe ich nichts! Ich schaue mir den Mann an — durch und durch!" sagt der Herr Bank- oder Fabrikdirektor. Auf die ausgeschriebene Stelle haben sich aber 144 Bewerber gemeldet. Nachdem der Herr Direktor ein Dutzend „angesehen" hat, gibt er es auf, „den Mann anzuschauen", macht sich seufzend an den Berg der Anmeldeschriften — lies Zeugnisse — und muß nun doch diese zu Rate ziehen.

In N. ist die Stelle eines Lehrers ausgeschrieben, und es haben sich entsprechend dem großen Überfluß an Lehrkräften über 40 Bewerber angemeldet. Auch hier geht bei den Wählern der Spruch um, auf die Zeugnisse komme es nicht an und doch wird dann etwa vom einen oder anderen Kandidaten gesagt, er habe sehr gute Zeugnisse vorgelegt. Wenn diese dann schließlich auch nicht den Ausschlag geben, so haben sie vielleicht doch bewirkt, daß der betreffende Bewerber in die engere Auswahl kam.

Spenglermeister Klopfer sucht einen neuen Lehrling und auch er sieht die Schulzeugnisse der Jünglinge genau an, die sich für die Lehrstelle beworben haben. Fritz Binggeli kommt nicht in Frage; der hat ganz mittelmäßige Leistungen im Rechnen. Auch Werner Schletti kann er nicht brauchen und zwar der ungenügenden Leistungen im Zeichnen wegen usw. Mag der eine Lehrmeister etwas mehr Gewicht auf Schulzeugnisse legen, der andere etwas weniger: so ganz belanglos sind diese eben doch nicht, eine gewisse Bedeutung kommt ihnen trotz aller Negierung immer und immer wieder zu.

Dies gilt nun ebenfalls von allen anderen Zeugnissen. Sicher werden sie zu hunderten und tausenden als Gefälligkeit ausgestellt, aber dann doch in den meisten Fällen oft bewußt, oft unbewußt in irgend einer Weise etwas nüanciert:

Es liegt ein — fast möchte ich sagen wesentlicher — Unterschied darin, wenn es im einen Falle heißt:

„Herr F. Minder hat die ihm übertragenen Arbeiten zur Zufriedenheit besorgt", im anderen

„Herr F. Minder besorgte seine Arbeit in jeder Hinsicht zur vollen Zufriedenheit."

Mögen viele über die Zeugnisse und die Ausstellung von Zeugnissen abschätzend urteilen, mögen sie von ihnen sogar wirklich abgelehnt und mißachtet werden: Auch diese Verächter werden nicht viel anderes tun können, als im gegebenen Falle dann doch die vorgelegten Zeugnisse zu lesen und sie lesen heißt, sich ihrem Einflusse bis zu einem gewissen Grade aussetzen.

Zu wünschen wäre nun allerdings, daß wer in den Fall kommt, Zeugnisse ausstellen zu müssen, dies wirklich gewissenhaft und mit aller Klarheit besorgt. Wer einem Angestellten oder Arbeiter nicht mit gutem Gewissen ein gutes Zeugnis geben kann, das diesem als Empfehlung dienen wird, begnüge sich damit, einfach zu bescheinigen, wie lange jener in der betreffenden Stelle im Dienste gestanden hat. Man vergesse nie, daß Gefälligkeitszeugnisse früher oder später sich als solche erweisen, und daß der Aussteller dann in ein merkwürdiges Licht gerückt wird.

Zeugnisse so zu lesen, daß sie einem ein richtiges Bild des Inhabers zu bieten vermögen, ist ganz bestimmt nicht leicht. Noch schwerer und manchmal recht undankbar aber ist es, Zeugnisse so auszustellen, daß sie allem gerecht werden: dem Arbeiter wie der verrichteten Arbeit, dem Aussteller wie dem, der sie lesen soll. —l—

Die Aehrenleserin

von Martha Schwendener-Egli

Ein junges Mädchen im Sonntagsstaat, einen Koffer in der Hand, schreitet auf dem Weg zwischen wogenden Kornfeldern hindurch, dem Schloßgut zu. Doch es tritt nicht durchs hohe Tor, es schwenkt hinüber zur alten Hütte mit dem moosigen Schindeldach, wo die Marianne „z'Hus" ist.

Die Marianne steht just vor der Hütte und hackt auf einem niederen Scheiterstock Reisig. Sie schaut nicht von der Arbeit auf als sich Schritte nähern. Marianne ist schwerhörig — schwerhörig geworden vom Alter. Erst als das junge Mädchen neben ihr steht, wendet sie sich, läßt die Axt fallen und schlägt die Hände zusammen: „Bhüetis Gott! 's Anneli!"

„Ja, Großmutter. Denk, ich komme zu dir in die Ferien!"

Großmutter und Enkelin begrüßen sich. Das Mädchen erzählt, daß seine Herrschaft in die Ferien gefahren sei und daß es ebenso lange wegbleiben könne. „Zwei Wochen! Ach, Großmutter, du weißt ja gar nicht, wie schön das ist — fort aus der Stadt — aufs Land!"

„Morgen fängt die Ernte an. Da wirst du ja gleich sehen, wie schön das Landleben ist", lächelt die Großmutter weise.

„Großmutter, da kann ich ja — wie früher als Kind — Ähren lesen", jubelt das Mädchen.

„Ja, das darfst du gern. Aber jetzt komm' doch erst in die Stube. Großmutter öffnet die Türe und heißt die Enkelin eintreten. Wenig später steigt ein Räuchlein vom offenen Herd zur Dachlucke hinaus. Kaffeeduft durchzieht Küche und Hausgang und bald sitzen die beiden plaudernd am Tisch.

Die Abendsonne dringt zwischen den Geranien hindurch in die ärmliche, aber saubere Stube, mit dem „Zyt" an der Wand und der bemalten Truhe. Vom Schloßgut her tönt der klingende Schlag eines Dengelhammers. Ein Wagen lärmt irgendwo über die „Bsetzi". Draußen in den Wiesen zirpen die Grillen. Und dann hört man die der Handharmonika eigenen, so wehmut-sehnsuchtsvollen Klänge.

„Wer spielt da so schön?" fragt das junge Mädchen und öffnet das „Löifterli" etwas weiter.

„Der Meisterknecht vom Schloßgut ist es", antwortet die Großmutter.

Beide sitzen nun still und horchen. Großmutter hat die Hände im Schoß gefaltet und bald sinkt ihr greises Haupt in einem Nickerchen vornüber. Das Mädchen aber schaut zum Fenster hinaus und atmet tief den würzigen Duft, wie er an Sommerabenden über dem Land liegt, in sich ein. Die Musik drüben verklingt. Stille liegt über der ganzen Gegend — ländlicher Abendfrieden.

Vierzehn Tage später. Viele große Fuder mit schweren Garben sind inzwischen auf die Einfahrt des Schloßgutes gefahren. Weit dehnen sich die Stoppelfelder. Nur die feinen Rispen des Hafers zittern noch im Abendwind. Aber morgen wird auch da das summende Lied der Sensen erklingen, denn, die Körner auf ihre Reife prüfend, schreitet der Meisterknecht vom Schloßgut dem Feld entlang.

Auf den Stoppeln nebenan lesen die Marianne und das junge Mädchen die abgefallenen Ähren. Emsig haschen die Finger — hierhin — dorthin. Die Säcklein füllen sich — füllen sich mit dem Korn der Armen, das ihnen der reiche Bauer zusammenzusuchen erlaubte. Ähren — wie viele hat die Marianne Zeit ihres Lebens vor dem Verderb gerettet? Ähren —